

Peter Eisenberg

· ÜBER DIE BEDEUTUNG DER VERBARGUMENTE Analysewege in einer funktionalen Grammatik

1. Vorbemerkungen zum Thema

Als ich die freundliche Einladung zur Teilnahme am 1. Germanistenkongreß in Kairo (17.-20.11.1991) erhielt und um Angabe eines Vortragsthemas gebeten wurde, habe ich nach einiger Überlegung ein im engeren Sinne linguistisches Thema gewählt, wohl wissend, daß dies nicht jedermanns Sache sein würde. Es sollte ein ungelöstes, bekanntes Problem der deutschen Grammatik behandelt werden, eines, das jedem Lehrer immer wieder begegnet. Sozusagen ein linguistischer Ladenhüter.

Warum sollte ein linguistisches Thema nicht jedermanns Sache sein? Ich möchte den Vortrag mit einigen Bemerkungen zur Lage der Linguistik innerhalb der gegenwärtigen Germanistik in Deutschland beginnen. Die Linguistik ist ja bei uns noch immer überwiegend innerhalb der Germanistik angesiedelt, aber es stellt sich die Frage, wie weit sie dort heimisch werden konnte. Die Linguistik ist der Literaturwissenschaft häufig viel zu technisch, sie hat es nur selten verstanden, mit der Altgermanistik zu einer fruchtbaren Kooperation zu kommen und ihr Beitrag - sogar ihr möglicher Beitrag - zur Sprachlehre im DaF-Bereich ist umstritten. Die neuerliche Diskussion um die Rolle der Geisteswissenschaften, wie sie in ihren wesentlichen Aspekten etwa auf der von Anglisten, Germanisten und Romanisten gemeinsam veranstalteten ANGERO-Tagung in Bonn 1989 zum Ausdruck kam, weist der Linguistik einen Ausweg aus der Misere, den die anderen so nicht haben: den Anschluß an die Informationswissenschaften. Das geht einher mit einer zunehmenden auch institutionellen Verselbständigung der Linguistik inner-

halb unseres Faches, teilweise auch mit einer Abwanderung zu anderen Fächern, namentlich zur Informatik.

Man kann nun zur Fachsystematik ebenso wie zu den bestehenden und sich entwickelnden technologischen und ökonomischen Anforderungen an das Fach lange Ausführungen machen, die die jetzige Entwicklung rechtfertigen oder kritisch kommentieren. Man sollte daneben aber bedenken, welche anderen Erwartungen an die Linguistik und welche (Vor-)Urteile über die Linguistik in einer größeren Öffentlichkeit bestehen. Ich möchte das an zwei Beispielen aus der allerletzten Zeit vor Augen führen, die für viele dieser Art stehen und uns Linguisten zu denken geben sollten. Es handelt sich um zwei Zeitungsartikel, die direkt das Verhältnis von Linguistik und Germanistik ansprechen.

Der erste ist ein Kommentar von Klaus Podak zum Germanistentag, der Anfang Oktober 1991 in Augsburg stattgefunden hat (Süddeutsche Zeitung vom 7.10.1991). Der Kommentar ist wohlwollend. Er möchte der Germanistik eine Rolle jenseits sowohl von Ideologieproduktion wie von Technologieproduktion zuweisen. Es heißt dort:

Wir brauchen eine Institution, die uns immer wieder klarmacht, wie es um die deutsche Sprache bestellt ist, wo unsere Wörter, unsere Redeweisen, die Formen, in denen wir uns miteinander verständigen, herkommen.

Etwas später heißt es,

nichts sei wichtiger, als die jungen Leute zu einem vernünftigen Umgang mit der Sprache und ihrer Tradition zu bringen. Nur wer klar sprechen kann, kann auch klar denken. Germanistik ist eine das ganze gesellschaftliche Leben durchdringende Basiswissenschaft.

Ein Linguist würde dies so nicht formulieren können. Aber auch er ist am Verhältnis von Denken und Sprechen interessiert; auch er ist der Meinung, daß es entscheidend darauf ankommt, das Verhältnis von Sprachgeschichte, Sprachnormbewußtsein und funktionalen Anforderungen an die Sprache zu verstehen. Mit den zitierten Äußerungen kann eine germanistische Linguistik jedenfalls etwas anfangen, sie kann sich angesprochen fühlen. Daß Fragestellungen der genannten Art längst die ihren sind, hat sie wohl nicht hinreichend deutlich gemacht.

Das zweite Beispiel betrifft das kürzlich erschienene Buch einer Berliner Kollegin mit dem schönen Titel "Das grammatische Varieté oder

Die Kunst und das Vergnügen, deutsche Sätze zu bilden". Judith Macheiner geht in dem in Enzensbergers bibliophiler Reihe erschienenen Werk anhand literarischer Texte der Frage nach, welche grammatischen Mittel eigentlich auf welche stilistischen Wirkungen zu beziehen sind. Das Thema ist interessant, das Buch ebenfalls. Es wurde und wird viel rezensiert, alle großen Zeitungen etwa haben sich seiner angenommen. Viele der Rezensionen, und besonders solche von Literaturwissenschaftlern und von Journalisten, die sich für solche halten, nehmen das Buch zum Anlaß, der Linguistik erneut eins auszuwischen. Karl Riha etwa bemüht in seiner Rezension (Frankfurter Rundschau vom 2.11.1991) den Beispielsatz vom Typ *Karlchen fährt Roller* - wie ihn Linguisten gern verwenden - und konstatiert

eine merkwürdige sprachliche Schrumpfhirnigkeit, die ausgerechnet die Wissenschaftler von der Sprache befallen hatte.

Das Buch von Macheiner kenne "die Gefahren solcher verblasenen linguistischen Begrifflichkeit", die Autorin entgehe ihnen

nicht zuletzt gerade deshalb, weil sie, statt weiter linguistische Zweckparadigmata für leere Lehrbücher zu konstruieren, anschaulich auf literarische Texte zugreift und diese für ihre anspruchsvolle grammatikalisch-stilistische Argumentation nutzt.

Nun werde ich im Folgenden eben das tun, was Riha wie viele andere Rezensenten verspotten möchte. Ich werde Sätze vom Typ *Karlchen fährt Roller* betrachten, genau von diesem Typ. Woran mir liegt, ist der Hinweis auf eine unreflektierte Borniertheit, die ein Interesse an Linguistik erst dann aufkommen läßt, wenn sie sich mit literarischen Texten befaßt. Offenbar werden hier die Gegenstände von Linguistik und Literaturwissenschaft verwechselt. Anders ausgedrückt und auf die Germanistik als ganze bezogen: Es ist unbedingt erstrebenswert, daß die Germanistik sich als *ein* Fach versteht. Dazu würde gehören, daß der Literaturwissenschaft ein linguistisches Handwerkszeug im Bedarfsfall zur Verfügung steht. Daß also das, was Judith Macheiner vorführt, zumindest im Ansatz jedem Literaturwissenschaftler geläufig wäre. Es liegt nicht nur an der Linguistik, daß es sich so nicht verhält. Aber die Linguistik kann sich mit Sicherheit auch in dieser Richtung besser verständlich machen.

2. Zielsetzung

Ort und Thema unserer Tagung stellen das Deutsche in den Kontext anderer Sprachen. Das legt es nahe, ein sprachvergleichendes Thema zu wählen, am besten eines, mit dem das Deutsche und das Arabische zusammengebracht werden. Aber was kann ein Germanist, der es gewohnt ist, im wesentlichen einzelsprachbezogen über das Deutsche zu arbeiten, hier Sinnvolles tun? Kontrastive oder auch konfrontative Analysen sind in der Regel an einem *tertium comparationis* orientiert, das entweder in der Bedeutungsgleichheit ineinander übersetzbarer Ausdrücke besteht oder das als Gleichheit - zumindest Vergleichbarkeit - bestimmter Konstruktionstypen gegeben ist. Beides setzt sowohl die Kenntnis wie die linguistische Zugänglichkeit der zu vergleichenden Sprachen voraus, eine wirklich triviale Voraussetzung, die aber bei mir nicht gegeben ist. Ein notdürftiges Sichinformieren über bestimmte, notwendig kleine, Ausschnitte des Arabischen wäre möglich gewesen, hätte aber die Ungleichgewichte nicht beseitigt. Erst eine intime Kenntnis beider Systeme kann davor bewahren, daß die eine Sprache über den grammatischen Leisten der anderen geschlagen wird.

Ich habe mich entschlossen, einen wahrscheinlich untauglichen Versuch in dieser Richtung gar nicht erst zu machen. Ich bleibe vielmehr beim Deutschen, wähle das Thema aber so, daß es nach allem Ermessen auch für den Grammatiker des Arabischen von Interesse sein kann.

Angestrebt wird zweierlei. Ich möchte einmal einen Vorschlag machen zu einer uralten, immer wieder aufgeworfenen Frage: Kann man etwas über das semantische Korrelat von syntaktischen Funktionen wie Subjekt und Objekt aussagen? Wir beschränken uns dabei auf jeweils einen Teilbereich von Subjekt und direktem Objekt und wollen zeigen, daß den syntaktischen Funktionen in systematisch abgrenzbaren Teilbereichen eine einheitliche semantische Funktion zukommt.

Eine Fragestellung dieser Art, ihre Formulierung und Bearbeitung, verstehe ich auch als Plädoyer für eine funktionale Grammatik, eine Grammatik also, in der es nicht so sehr um eine genaue Trennung von grammatisch richtig und grammatisch falsch geht und auch nicht in erster Linie um eine stilistische Bewertung möglicher Alternativen. Vielmehr geht es ihr darum, das System der sprachlichen Formen als solches adäquat zu

beschreiben und seine Funktionalität zu verstehen. Funktionale Analysen sind die einzige Art des Grammatikmachens, mit der man Muttersprachler für die Grammatik ihrer Sprache interessieren kann. Natürlich spielt die Reflexion des Normaspekts für den gesteuerten Fremdspracherwerb eine bedeutende Rolle. Das sollte aber nicht dazu führen, daß normative Sprachbetrachtung und normativ geprägter Sprachunterricht im DaF-Bereich die Oberhand gewinnen oder gar als allein maßgeblich gelten. Mit einer funktionalen Sprachbetrachtung hat der Lerner die Chance zu verstehen, was er beim Sprechen tut, und er bekommt die Chance, die zu lernende Sprache selbständig auf seine Muttersprache zu beziehen.

Damit sind wir bei der zweiten Zielsetzung. Es soll versucht werden, das Verhältnis von Form und Bedeutung in einer Art und Weise zu explizieren, die nicht nur für das Deutsche Gültigkeit hat. Wir beschreiben einen Weg und zeigen im Ansatz, zu welchen Ergebnissen er führt. Der Weg ist so gebaut, daß man ihn in anderen Sprachen genauso gehen kann wie im Deutschen. Auch die Ergebnisse sollten in verschiedenen Sprachen dieselben sein - natürlich nicht in Hinsicht auf ihre Substanz, sondern in Hinsicht auf ihre Struktur. Dies sind alles erst einmal Vermutungen, die sich als falsch erweisen können. Die Sache scheint aber einen Versuch wert zu sein.

3. *Subjekt und Agentiv*

'Subjekt' gehört wohl zu den am meisten gebrauchten grammatischen Termini überhaupt, gleichzeitig aber zu denen, die hinsichtlich ihrer Reichweite und sogar hinsichtlich ihrer Begründbarkeit umstritten bleiben. Eine der Schwierigkeiten mit diesem Begriff besteht darin, daß es nicht gelingt, Syntaktisches und Außersyntaktisches zu seiner Füllung einheitlich aufeinander zu beziehen. Es ist auf jeden Fall gut begründet, von einem syntaktischen Subjektbegriff auszugehen. Ein Subjekt in diesem Sinne ist ein Ausdruck bestimmter Form, z.B. ein Nominal im Nominativ oder ein *daß*-Satz, der in einer bestimmten, ebenfalls als formale explizierbaren Beziehung zu einem Ausdruck anderer Form steht, den wir das Prädikat nennen. Der syntaktische Subjektbegriff ist schwierig, aber noch schwieriger ist es, das einheitliche funktionale Korrelat zu finden, sei dies nun als etwas Semantisches oder als etwas Pragmatisches verstanden (Reis 1982). Letztlich heißt das

aber, daß wir ihn reduzieren auf einen reinen Formbegriff. Schon früh ist den Grammatikern diese Schwierigkeit klar gewesen, schon früh haben sie deshalb mit anderen als syntaktischen Subjektbegriffen gearbeitet. Hermann Paul ist keineswegs der erste, der einen psychologischen Subjektbegriff verwendet. Ein Satz besteht für ihn aus mindestens zwei Gliedern, dem-Subjekt und dem Prädikat.

Diese verhalten sich nicht gleich. Das eine vertritt die Vorstellung [...], die zuerst in der Seele des Sprechenden vorhanden ist, das andere die daran neu angeknüpfte. Die erstere bezeichnen wir als das psychologische Subjekt, die letztere als das psychologische Prädikat. (Paul 1919: 12)

Auf diese Weise hat jeder Satz ein Subjekt und ein Prädikat, aber natürlich wissen wir wenig bis nichts über Begriffe, die wir auf eine solche Art explizieren.

Wenn es nicht gelingt, eine einheitliche Interpretation für 'Subjekt' zu erreichen, gelingt es aber vielleicht, eine einheitliche Interpretation für einen abgrenzbaren Teil der Subjekte zu erreichen. Eine abgrenzbare Teilrelation von 'Subjekt' hätte eine einheitliche Interpretation. Am naheliegendsten ist es, die Subjekte auszugliedern, denen im Sinne einer Theorie der Tiefenkasus (auch semantische Kasus, semantische Rollen oder thematische Rollen genannt) ein Agentiv entspricht. Der Agentiv gilt allgemein als Prototyp der semantischen Rolle des Subjekts in einer Sprache wie dem Deutschen. Können wir also die agentivischen Subjekte ausgrenzen?

Beginnen wir mit der Betrachtung einiger einfacher Fälle, in denen agentive Subjekte auftreten. Die Sätze in (1) enthalten transitive Verben.

- (1)
- a. *Diese Bevölkerungsgruppe liest den Spiegel*
 - b. *Ihr Freund strickt einen Pullover*
 - c. *Die Feuerwehr löscht alle Brände*
 - d. *Der Staat beansprucht dieses Gelände*
 - e. *Inge verriegelt ihr Zimmer*
 - f. *Paul beaufsichtigt dreißig Kinder*

Sie sind struktureller Kern eines der wichtigsten Satztypen des Deutschen überhaupt. Die Dudengrammatik beispielsweise (1984: 607f.) nennt ihn als ersten Hauptplan der zweistelligen Verben. Er enthält außer dem agentiven Subjekt ein akkusatisches Objekt. Über die semantische Rolle dieses Objekts wird einiges in Abschnitt 4 ausgeführt. Im Augenblick konzentrieren wir uns ganz auf das Subjekt.

Von größter Wichtigkeit ist die Relativierung der semantischen Rolle des Agens auf die syntaktische Funktion des Subjekts. Es ist nicht etwa der Nominalausdruck als solcher, der die semantische Rolle trägt, sondern es ist der Nominalausdruck als Subjekt beim transitiven Verb. Ein Ausdruck wie *der Staat* ist nicht als solcher Träger der Agensrolle. In einem Satz wie *Der Staat bin ich* trägt er zweifellos eine andere Rolle. Wir sprechen deshalb davon, daß ein Verb bestimmte semantische Rollen 'vergift'. Transitive Verben wie in (1) vergeben die Rolle des Agens.

Versuchen wir nun, den Verbtyp mit agentivem Subjekt einzugrenzen. Dazu betrachten wir einige Gruppen von Verben, die ebenfalls Akkusative als Ergänzungen nehmen, deren Subjekt aber nicht ein Agens ist.

- (2) a. *Dieses Buch kostet einen Schilling*
 b. *Der Sack wiegt einen Zentner*
 c. *Die Reise dauert einen Monat*

Das Gemeinsame der Verben in (2) ist, daß sie einen Akkusativ besonderer Art als Ergänzung nehmen, den wir Maßangabe oder ähnlich nennen können. Dieser Typ von Nominal hat charakteristische syntaktische Eigenschaften, man kann ihn ohne Schwierigkeiten abgrenzen (z.B. Löbel 1986).

- (3) a. *Dieser Erfolg freut den Minister*
 b. *Ein solches Ergebnis erstaunt selbst den Fachmann*
 c. *Die Entwicklung wundert niemanden*

Diese Verben haben die Gemeinsamkeit, daß sie psychische Zustände bezeichnen. Der Akkusativ ist hier prototypisch belebt, das Subjekt nicht. Das Subjekt ist bezüglich Agentivität zumindest neutral (Wegener 1985: 285ff.).

- (4) a. *Die Universität bekommt einen Neubau*
 b. *Helga hat einen neuen Porsche*
 c. *Jeder behält seinen Garten*

Auch hier ist das Subjekt nicht agentiv. Alle Sätze in (4) enthalten Verben des Besitzes im weiteren Sinne.

Die Akkusativverben in (2) bis (4), deren Subjekt nicht agentiv ist, bilden offenbar semantisch homogene Gruppen. Darüber hinaus haben sie aber alle eine Gemeinsamkeit den Verben in (1) gegenüber: Die Verben in

(1) bilden alle ein 'werden'-Passiv, die in (2) bis (4) nicht. Dies Verhalten legt die Vermutung nahe, daß Agentivität und Passivfähigkeit zusammengehören.

- (5) a. *Renate ist Lehrerin*
 b. *Paul bleibt Postbote*
 c. *Viele Franzosen werden immer reisefreudiger*

Die Prädikate in (5) sind Formen von Kopulaverben (sein, bleiben, werden). Auch diese Verben haben viele syntaktische und semantische Eigenschaften gemeinsam. Ihr Subjekt ist nicht agentiv, ein *werden*-Passiv nehmen sie nicht (z.B. Erben 1978).

Etwas Ähnliches gilt für die Verben in (6). Diese Verben bezeichnen sog. symmetrische Relationen. Wenn Inge dem Paul ähnelt, ähnelt Paul der Inge (Lang 1985). Die semantische Eigenschaft 'Symmetrie' hat für diese Verben eine Reihe syntaktischer Konsequenzen.

- (6) a. *Inge ähnelt dem Paul*
 b. *Karl gleicht seiner Mutter*
 c. *Renate begegnet ihrer früheren Deutschlehrerin*

Wieder ist kein 'werden'-Passiv möglich, wieder ist das Subjekt nicht agentiv.

Wir könnten nun fortfahren, weitere Verbklassen zu sammeln, um die These zu überprüfen, daß Agentivität des Subjekts und Passivfähigkeit systematisch zusammengehören. Besonders wichtig und interessant sind in dieser Beziehung die einstelligen Verben sowie die zweistelligen Verben mit Dativobjekt oder mit Präpositionalobjekt. Im Ganzen bestätigt eine Untersuchung dieser Art unsere These: Das *werden*-Passiv ist genau von solchen Verben bildbar, die ein agentives Subjekt nehmen (dazu ausführlich Choi 1991).

Eine erste Konsequenz unserer These ist, daß wir für weitere Typen von Subjekten begründen können, warum sie nicht Träger des Agentiv sind. Das gilt jedenfalls für alle Subjekte in Passivsätzen des *werden*-Passivs wie in (7). Solche Subjekte sind ja systematisch bezogen auf direkte Objekte (das sind akkusativische Objekte wie in [1]) in Aktivsätzen.

- (7) a. *Das Fenster wird vom Wind geöffnet*
 b. *Hochfrequente Töne werden nur von Hunden gehört*
 c. *Dieses Gelände wird vom Staat beansprucht*

Da ein Verb *eine* ganz bestimmte Menge von semantischen Rollen vergibt und da von einem Verb eine jede semantische Rolle höchstens einmal vergeben werden kann - Verben etwa mit zwei Agensstellen gibt es nicht -, ist es nicht möglich, daß das Subjekt des passivischen Satzes ein Agens ist. Das Subjekt passivischer Sätze trägt dieselbe semantische Rolle wie das direkte Objekt im Aktiv. Dieses Objekt kann aber kein Agens sein.

Eine weiterreichende Konsequenz, die wir aus der dargelegten Faktenlage ziehen, ist eine allgemeine Hypothese über den Zusammenhang von semantischer Rolle und Diathesenbildung. Wir nehmen an, ein einheitliches Verhalten eines Satzgliedes in der Diathesenbildung sei dann gegeben, wenn dem Satzglied eine bestimmte semantische Rolle zugeschrieben werden kann.

Will man diese Hypothese genauer formulieren, so ist dazu ein relativ großer begrifflicher Aufwand nötig, der im gegebenen Zusammenhang nicht getrieben werden kann. Bezüglich des grammatischen Subjekts ist ihre Konkretisierung einfach: Solche Subjekte in Aktivsätzen, denen im Passivsatz eine *von*-Phrase entspricht, sind agentiv. Alle anderen sind es nicht. Wir wollen in Abschnitt 4 ein weiteres Beispiel besprechen, das die These stützt.

4. Direktes Objekt und Transformativ

Die Beispielsätze in 2, 3 und 4 zeigen, daß verbgebundene Akkusative ebensowenig wie die Nominative eine einheitliche semantische Rolle tragen. Selbst wenn wir uns auf transitive Verben wie die in (1) beschränken, ist es schwer, eine semantische Rolle anzugeben. Bezeichnungen wie *Patiens* gehen inhaltlich fehl, solche wie *Objektiv* (Fillmore 1968) oder *Thema* (neuere generative Grammatik, für das Deutsche z.B. Grewendorf 1988) sind so abstrakt, daß man alles und nichts unter sie fassen kann. Schon einfache Beispiele wie die in (8) und (9) zeigen, wie unterschiedlich die direkten Objekte semantisch sein können. Das direkte Objekt der Sätze in (8) ist bezüglich Belebtheit nicht markiert, während das Präpositionalobjekt festgelegt ist.

- (8)
- a. *Sie schreibt etwas an jemanden*
 - b. *Sie tauscht etwas mit jemandem*
 - c. *Sie vereinbart etwas mit jemandem*
 - d. *Sie verhängt etwas über jemanden*
 - e. *Sie verkauft etwas an jemanden*
 - f. *Sie verteilt etwas an jemanden*

Die Verbbedeutungen sind so, daß hier als Prototyp etwas Belebtes steht. In (9) ist es gerade umgekehrt. Bei diesen Verben ist das direkte Objekt semantisch viel stärker beschränkt als das präpositionale.

- (9)
- a. *Er bittet jemanden um etwas*
 - b. *Er fragt jemanden nach etwas*
 - c. *Er befreit jemanden von etwas*
 - d. *Er bestärkt jemanden in etwas*
 - e. *Er bewegt jemanden zu etwas*
 - f. *Er hindert jemanden an etwas*

Beide Verbtypen sind im Deutschen weit verbreitet, es handelt sich um große Klassen. Wir wollen mit diesen Beispielen nicht behaupten, daß 'Belebtheit' unbedingt ausschlaggebend sein muß für semantische Einheitlichkeit. Wir demonstrieren nur, wie disparat die Rollen des direkten Objekts sind. Unserer Auffassung nach sollte man gar nicht versuchen, dem direkten Objekt eine semantische Rolle zuzuschreiben, die sich positiv spezifizieren läßt. Wahrscheinlich ist es richtiger, das direkte Objekt in Abhängigkeit zum agentiven Subjekt zu sehen. Als direktes Objekt wäre semantisch das zugelassen, was mit einem agentiven Subjekt zusammengehen kann. Das ist so gut wie alles.

Wie bei den Subjekten in Abschnitt 3 kann man nun aber versuchen, bei den direkten Objekten Teilrelationen auszuzeichnen, die semantisch beschränkt sind und bei denen die Objekte Träger einer bestimmten semantischen Rolle sind. Welche Rolle das sein könnte, ist hier weniger offensichtlich als beim Subjekt. Aber die Diathese, mit der man arbeiten kann, ist naheliegend. Wir wollen es mit dem sog. *sein*-Passiv (Zustandspassiv) versuchen. Einige Beispiele dazu in (10).

- (10)
- a. *Das Fenster ist geöffnet*
 - b. *Die Wand ist gestrichen*
 - c. *Das Auto ist verkauft*
 - d. *Die Milch ist ausgetrunken*
 - e. *Das Bild ist gemalt*

Das *sein*-Passiv ist gegenüber dem *werden*-Passiv beschränkt. Zwar besteht in der Literatur keine Einigkeit darüber, wie diese Beschränkung aussieht, aber daß eine Beschränkung besteht, darf als unkontrovers gelten (z.B. Höhle 1978: 43; Askedal 1987: 22f.). Das bedeutet, daß ein Verb, das

ein *sein*-Passiv bildet, in der Regel auch ein *werden*-Passiv bildet, aber nicht umgekehrt. In der Literatur finden sich immer wieder einige wenige Beispiele für Verben, bei denen es umgekehrt ist, die also ein *sein*-Passiv haben und kein *werden*-Passiv (11). Solche Fälle bedürfen besonderer Beachtung. Sie kommen bei wenigen Zustandsverben mit nichtagentivischem Subjekt vor. Sie sprechen aber nicht generell dagegen, das *sein*-Passiv gegenüber dem *werden*-Passiv als markiert anzusehen (Helbig 1987).

- (11) a. *Der Garten ist von einer Hecke umgeben*
 b. *Alfons Müller ist vom Teufel besessen*

Wird eine semantische Beschränkung des *sein*-Passivs gegenüber dem *werden*-Passiv angegeben, so wird diese an der Aktionsart des Verbs festgemacht und auf recht unterschiedliche Weise beschrieben. Das Gemeinte ist jedoch so verschieden nicht. Man nimmt an, daß von den Verben mit *sein*-Passiv eine Handlung bezeichnet wird, die das vom direkten Objekt Bezeichnete affiziert. Was *affizieren* hier heißt, kann auf zweierlei Weise genauer beschrieben werden. Einmal bedeutet es, daß das affizierte Objekt auf die eine oder andere Weise durch den Vollzug der Handlung in einen neuen Zustand übergeht. Für Verben wie die in (10) ist das ganz unproblematisch und durchaus mit unserem Alltagsverständnis von Objekten und ihren Zuständen verträglich. In anderen Fällen ist das weniger leicht materialisierbar, beispielsweise bei Zustandspassiven wie *Das Lied ist gesungen*, *Das Haus ist bewacht*, *Die Angst ist vertrieben*. Auf der Ebene der Bedeutungen liegt hier dasselbe vor wie bei den Verben in 10. Rein sprachlich werden die in Rede stehenden Entitäten als solche behandelt, die durch den Handlungsvollzug in einen neuen Zustand übergehen. Das allein ist entscheidend. Die in Rede stehenden Verben werden beispielsweise als transformativ und perfektiv (Helbig/Buscha 1986: 181), als transformativ-telisch (Zifonum 1992) oder ähnlich bezeichnet.

Das Zustandspassiv ist von zahlreichen Verben nicht möglich, beispielsweise nicht von denen in (12) (vgl. auch Eisenberg 1989: 144f.). Solche Verben werden von uns so verstanden, daß das vom Objekt Bezeichnete durch den Handlungsvollzug nicht affiziert wird.

- (12) a. **Das Gewitter ist gefühlt/gesehen/gehört*
 b. **Das Kind ist gelobt/gefunden/gezeigt*

Die zweite Präzisierung des Begriffes 'affiziert' ist die folgende. In der Literatur wird in der Regel ein affiziertes Objekt von einem effizierten Objekt unterschieden, wobei als effiziert ein solches gilt, das durch die vom Verb bezeichnete Handlung hervorgebracht (und manchmal auch: zerstört oder beseitigt) wird. Ein affiziertes Objekt dagegen existiert unabhängig von der Handlung, die das Verb bezeichnet (so z.B. Helbig/Buscha 1986: 165, die Redeweise ist weit verbreitet).

Das effizierte Objekt wird manchmal als Tiefenkasus oder semantische Rolle der Effektiv oder der Resultativ genannt. So naheliegend die Unterscheidung von effiziert und affiziert in bezug auf die Dinge der Welt ist: Für die Abgrenzung des Zustandspassivs brauchen wir sie nicht, und ob sie sonst irgendwo für das Deutsche strukturell von Bedeutung ist, muß zumindest offen bleiben.

Da ein effiziertes Objekt auch affiziert ist, nicht aber umgekehrt, wäre für die Beschränkung des Zustandspassivs gegenüber dem Vorgangspassiv der weitere Begriff 'affiziert' zu wählen und vom Affektiv als zugehörigen semantischen Rollen zu sprechen. Da dieser Begriff, obwohl er nicht besetzt ist, dennoch leicht zu Mißverständnissen Anlaß gibt, bietet sich 'Transformativ' als begriffliche Alternative an.

Wir sagen dann: "Ein direktes Objekt, das im *sein*-Passiv zum Subjekt wird, trägt die semantische Rolle des Transformativs." Dieser Satz hat dieselbe Form wie der in Abschnitt 3 formulierte Satz über das Verhältnis von Agentivität des Subjekts und Übergang des Subjekts in die *von*-Phrase des *werden*-Passivs.

Nimmt man an, daß ein bestimmtes Verb bestimmte semantische Rollen für alle Diathesen vergibt, in die es eintreten kann, dann trägt das direkte Objekt bei transitiven und transformativen Verben auch im Aktivsatz die Rolle des Transformativs. Verben wie *bauen*, *schreiben*, *verkaufen*, *öffnen* sind damit von ihrer semantischen Grundausstattung her zu unterscheiden von Verben wie *sehen*, *hören*, *loben*, *finden* usw.

Beide Gruppen nehmen ein agentives Subjekt, aber nur die erste nimmt ein transformatives direktes Objekt.

Auf dem skizzierten Weg lassen sich syntaktische Funktionen und semantische Rollen auf differenzierte Weise systematisch aufeinander beziehen. Wie weit der Weg erfolgreich beschritten werden kann, muß die Über-

prüfung des Effektes der vielen weiteren Diathesen erbringen, über die das Deutsche verfügt.

Erwähnte Literatur

- Abraham, W. (Hrsg.) (1982): Satzglieder im Deutschen. Vorschläge zur syntaktischen, semantischen und pragmatischen Fundierung. Tübingen.
- Askedal, J.O. (1987): Syntaktische Symmetrie und Asymmetrie im Bereich der passivischen Fügungen des Deutschen. In: CRLG (Hg.) (1987): S. 17-49.
- Choi, K. (1991): Das Passiv im Deutschen und Koreanischen - Syntax und Semantik. Diss. FU Berlin, im Druck.
- C.R.L.G. (Hrsg.) (1987): Das Passiv im Deutschen. Tübingen.
- Duden (1984): Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Mannheim (4. Aufl.).
- Eisenberg, P. (1989): Grundriß der deutschen Grammatik. Stuttgart (2. Aufl.).
- Erben, J. (1978): Über 'Kopula'-verben und 'verdeckte' (kopulalose) Ist-Prädikationen. In: Moser, H./Rupp, H./Steger, H. (Hrsg.): Deutsche Sprache: Geschichte und Gegenwart. Bern. S. 75-92.
- Fillmore, Charles (1968): The Case for Case. In: Bach, E./Harms, R. (Hrsg.): Universals in Linguistic Theory. New York. S. 1-88.
- Grewendorf, G. (1988): Aspekte der deutschen Syntax. Tübingen.
- Helbig, G. (1987): Zur Klassifizierung der Konstruktion mit *sein* + Partizip II (Was ist ein Zustandspassiv?). In: CRLG (Hg.) (1987): S. 215-233.
- Helbig, G./Buscha, J. (1986): Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht. Leipzig (9. Aufl.).
- Hohle, T. (1978): Lexikalische Syntax. Die Aktiv-Passiv-Relation und andere Infinitkonstruktionen im Deutschen. Tübingen.
- Lang, E. (1985): Symmetrische Prädikate. Lexikoneintrag und Interpretationsspielraum. Linguistische Studien, Reihe A. Heft 127. Berlin. S. 75-113.
- Lobel, E. (1976): Apposition und Komposition in der Quantifizierung. Syntaktische, semantische und morphologische Aspekte quantifizierender Nomina im Deutschen. Tübingen.
- Paul, H. (1919): Deutsche Grammatik. Band III. Halle.
- Reis, Marga (1982): Zum Subjektbegriff im Deutschen. In: Abraham, W. (Hrsg.) (1982): S. 171-210.
- Wegener, H. (1985): Der Dativ im heutigen Deutsch. Tübingen.
- Zifonun, G. (1992): Das Passiv im Deutschen. Agenten, Blockaden und (De-)Gradierungen. In: Hoffmann, L. (Hrsg.): Deutsche Syntax. Ansichten und Aussichten. Berlin.